



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Neues von Seilliére und über Gobineau

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wirtschaftsführung, von Kochen und Nähen haben sie meist keine Ahnung. Wer aber gesehen hat, mit welchem Eifer die Mädchen aus Arbeiterkreisen an dem Unterricht in Hauswirtschaftsschulen teilnehmen, wo solche eingerichtet sind, der wird sich auch darüber klar geworden sein, wie viel auf diesem Gebiete zu erreichen ist. Es gibt kaum ein besseres Mittel, die materielle Lage der arbeitenden Klassen zu heben, als die Erziehung der weiblichen Jugend zur Wirtschaftlichkeit, damit die Mädchen, wenn sie Frauen und Mütter werden, ihrer Aufgabe gewachsen sind. In Süddeutschland ist man auf diesem Gebiete weit voraus, besonders in Baden, wo dank der unermüdbaren Tätigkeit der edeln Großherzogin überall in Stadt und Land Frauenarbeitschulen bestehn.



### Neues von Seillière und über Gobineau



on den Kunstgriffen, die geschäftsmäßige Schläue unter dem Stachel der Konkurrenz erfunden hat, ist die Bezeichnung altbekannter Waren mit neuen schönen Namen einer der wirksamsten. Kauft ein Fabrikant sein mehr oder weniger harmloses Fruchtwasser „Sinalco“, dann nimmt der Absatz so reißend zu, daß er nach wenigen Wochen schon Pferd und Wagen anschaffen muß oder kann, die gleich den Bierwagen den Allheiltrank den Kunden täglich vors Haus bringen. In der Literatur ist's nun nicht viel anders. So z. B.: was man früher Herrschsucht oder Expansionsdrang nannte, das nennt man heute Imperialismus, und die Leser bilden sich ein, es werde ihnen damit eine neue Offenbarung zuteil. Den ersten Anstoß zu der neuen Benennung hat Disraeli gegeben, indem er die Königin Viktoria als Kaiser-i-Hind ausrufen ließ. Die Titulatur war berechtigt, denn die Herrschaft der Engländer über Indien hat wirklich, wie im 23. Hefte der Grenzboten richtig bemerkt worden ist, große Ähnlichkeit mit der Herrschaft Roms über seinen orbis terrarum, und das Wort Imperium, das in dem seitdem aufgekommenen Ausdruck Imperialismus steckt, bezeichnet die Sache noch treffender als die Wörter Kaiser und Kaisertum, in denen der Sieg des Alleinherrschers über die Rivalen innerhalb des eignen Staates zu stark vorsehmeckt. Verstehst man unter Imperialismus das Streben der Engländer, zu den schon erworbenen exotischen Kolonien noch weitere zu erobern, so paßt das Wort, dagegen paßt es ganz und gar nicht auf die Versuche, von denen soeben wieder einer gescheitert ist, die Ansiedlerkolonien enger an das Mutterland anzuschließen, denn diese zu beherrschen, darauf haben die englischen Staatsmänner schon längst weise verzichtet. Viel eher wären die französischen Expansionsbestrebungen so zu benennen, und auch das kleine Holland hat sein Imperium, wenn es auch an dessen Vergrößerung, also an Imperialismus nicht mehr denken kann. Wird aber vom

Imperialismus der Vereinigten Staaten gesprochen, weil sie ihrem ungeheuern Gebiet noch ein paar Inselchen angegliedert haben, so ist das lächerlich; berechtigt wäre die Redeweise, wenn sie sich im Ernste an das sinn- und aussichtslose Unternehmen wagen wollten, ganz Südamerika zu beherrschen. Vielleicht denkt man bei der Phrase mehr an die imperatorische oder cäsarische Haltung, die der gegenwärtige Präsident angenommen hat. Alles Maß aber in der Anwendung des neumodischen Ausdrucks überschreitet Ernest Seillière. Wenn er im ersten Teil seiner „Philosophie des Imperialismus“ Gobineau als den Vertreter des Rassenimperialismus darstellt (37. und 38. Heft des Jahrgangs 1903 der Grenzboten), so läßt man sich das gefallen, denn den Germanen wird ja von Gobineau der Herrscherberuf zuerkannt. Wenn dagegen im zweiten Teile Friedrich Nietzsche als der Repräsentant des individualistischen Imperialismus behandelt wird, so sehen wir, bei aller Anerkennung der vortrefflichen Charakteristik Nietzsches (14. Heft 1906), in dieser Einzwängung des Gegenstandes in das Imperialismuschema schon eine Künstelei. Im dritten Teile vollends (Der demokratische Imperialismus; autorisierte Übersetzung von Theodor Schmidt; Berlin, S. Varsdorf, 1907) erscheint mir schon der Titel und dann die verschwenderische Anwendung des Modeworts einfach als eine Geschmacklosigkeit. Statt Demokratie liest man regelmäßig demokratischer Imperialismus, statt Romantik romantischer Imperialismus, statt Militarismus militärischer Imperialismus oder auch imperialistischer Militarismus und so fort. Auch noch in einer andern Beziehung fällt das Buch gegen die ersten beiden Teile bedeutend ab. In diesen hat Seillière seine glänzenden Gaben entfaltet: fesselnde Darstellung, scharfe Kritik, Witz und Humor. Er hatte zwei Männer kritisch zu vernichten, die in ihren Werken der Kritik einen äußerst dankbaren Stoff geliefert haben, und er hat sich seiner Aufgabe in einer Weise erledigt, die ihm den heitern Beifall eines großen Publikums sichert. Für den vorliegenden dritten Teil hat er sich eine doppelt undankbare Aufgabe gewählt, die noch dazu viel schwieriger ist und weit mehr Studium und sonstige Mühe gekostet hat als die erste. Er zergliedert die Werke von sechs Autoren, von denen drei (Hobbes, Boulainvilliers und Mandeville) dem heutigen Publikum gleichgiltig und die drei andern (Rousseau, Proudhon, Karl Marx) schon bis zum Überdruß breitgetreten sind. Und er preßt die sechs samt allen, die nebenbei gelegentlich erwähnt werden, wie Kant und Hegel, in das Prokrustesbett des Imperialismus. Zudem wird durch die mühsame Zerfaserung der sechs Autoren und ihrer Schriften das, was Seillière beweisen will, nicht klarer, sondern verdunkelt.

Was will er beweisen? Wenn ich ihn richtig verstehe, dieses. Mandeville irrt, wenn er das Machtstreben und den Kulturfortschritt für unsittlich hält. Rousseau irrt, wenn er den Naturmenschen als Tugendideal verherrlicht und die Zivilisation für alle Laster und Verbrechen verantwortlich macht. Marx irrt mit seiner Beherrschung des Proletariats und der Verdammung der

Bourgeoisie. Das Herrschaftsstreben der starken Persönlichkeiten und Völker ist sittlich berechtigt, ist gesund, dient zu ihrem eignen Wohle wie zu dem der Unterworfenen. Herrschaftsverhältnisse und Kulturzeugnisse sind biologische Notwendigkeiten und auf das innigste mit Moral, Sitte und Recht verflochten, die ihrerseits biologische Notwendigkeiten sind, der Erhaltung, Erhöhung und vervollkommnung des Individuums wie der Gattung dienen. Das Ideal, dem die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebt, ist allerdings nicht eine Abstufung von Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnissen — diese sind nur Mittel —, sondern der „stoische Anarchismus“, womit ein Zustand gemeint ist, in dem ein jeder sich nach den Geboten des kategorischen Imperativs selbst beherrscht und aus solchem Leben aller nach derselben Richtschnur die vollkommenste Harmonie hervorgeht. Den Weg zu diesem Ziele, die Herrschaft der Besten zur Erziehung der übrigen, verwerfen, nennt er ungesunde Romantik oder romantischen Imperialismus. Das vermeintliche Ziel beleuchtet er nicht näher (in heller Beleuchtung würde es zerfließen; einmal scheint er es selbst eine Utopie zu nennen; es ist nichts anderes als das vollendete Reich Gottes, das die Kirche weislich ins Jenseits verlegt hat). Er erwähnt es nur flüchtig ein paarmal. Von Rousseaus Gesellschaftsvertrag schreibt er, man müsse diesen „romantischen Sozialismus“ zwar abweisen, aber mit Kant die stoische Anarchie [warum nicht lieber das neutestamentliche Ideal, wie es besonders im achten Kapitel des Römerbriefes und im vierten des Galaterbriefes gezeichnet wird?] als letzten Zweck der Menschheit auf Erden anerkennen“. Nicht als letzten Zweck, sondern als Endzustand, wofür, was sehr unwahrscheinlich ist, ein vollkommener Endzustand auf dieser Erde möglich und von Gott der Entwicklung als Ziel gesetzt sein sollte. Und von Proudhons Anarchie heißt es, sie sei „eine Anarchie im stoischen und kantischen Sinne des Wortes, d. h. das vornehmste ethische Ideal des Menschen“. Auf die Ethik nämlich hat es Seillière in diesem Bande abgesehen. In einer Anmerkung schreibt er: „Der Sinn des Wortes Imperialismus ist so weit geworden, daß Dr. W. Borgius kürzlich eine Broschüre »Imperialismus« veröffentlicht hat, in der er ihn, so gut es geht, zu definieren sucht. Zu diesem Zweck hat er sich an einige englische, amerikanische, französische und deutsche Soziologen gewandt, ohne übrigens sehr tröstliche Auskunft zu erlangen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich diese Verwirrung noch vermehre, indem ich das Wort auch auf das Gebiet der Moralphilosophie übertrage.“

Die Verwirrung, die so schon groß genug ist, noch zu vermehren, war wirklich recht überflüssig. Ich meine nicht die Verwirrung in der Begriffsbestimmung von Imperialismus, sondern in den Ansichten über die Gegenstände, die hier in das Imperialismusschema hineingezwängt werden. Es sind alte und oft genug, auch in den Grenzboten, behandelte Gegenstände, die aber doch, da eben die Ansichten darüber vorläufig noch weit auseinandergehen, von Zeit zu Zeit immer wieder einmal vorgenommen werden müssen. Es handelt sich



tun: um die Zuneigung der Unterworfenen zu gewinnen und sie ohne Gefahr „ausbeuten“ zu können. Augustin faßt diesen Fall ins Auge, wenn er die Tugenden der Heiden verhüllte Laster nennt, weil sie ja nicht aus Liebe zu Gott, sondern aus Selbstsucht, aus Ruhm- oder Herrschbegier und zur Befriedigung der Habsucht, geübt würden. Trotzdem erscheinen ihm die Römertugenden — es sind die vier, die die christlichen Theologen der aristotelischen Ethik als „Kardinaltugenden“ entnommen haben: Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke — nicht ohne Wert. Ihre Übung schließe die den Menschen entwürdigenden Laster des Sinnengenußes aus, und sie verdienten darum wenigstens einen irdischen Lohn; dieser sei den Römern in der Beherrschung des Erdkreises zuteil geworden. Darin liegt schon zugleich die Antwort auf die Frage, in welchem Verhältnis das Streben nach Herrschaft zur Moralität steht. Die spezifisch christlichen Tugenden: Demut, Sanftmut, Geduld, Barmherzigkeit treiben natürlich nicht zu kriegerischen Eroberungen und würden in Eroberungskriegen mehr hinderlich als nützlich sein; dagegen sind für solche von den oben genannten vier Tugenden drei nicht zu entbehren. Der Nutzen der Gerechtigkeit hängt von Umständen ab. Die Unterjochten gerecht zu regieren ist gewöhnlich klug; aber die Eroberungskriege an sich sind meist ungerecht; nicht immer. Zum Beispiel nicht in dem Falle, daß ohne die Eroberung eines Grenzlandes der eigne Staat vor Angriffen eines unruhigen Nachbarn nicht geschützt werden kann, und das wird immer der Fall sein, wenn dieser ein räuberischer Barbar ist. Damit sind wir bei dem Konflikt zwischen gleich Energischen angelangt, einem Konflikt, der natürlich nicht bloß zwischen Völkern und Staaten entsteht, die ihn durch Krieg lösen, sondern auch zwischen Ständen im Staate, die sich als feindliche Parteien organisieren, und zwischen Privatpersonen, die wirtschaftliche und Beförderungskämpfe miteinander auszufechten haben; im Staatsdienst ringen die Streber und die Kleber miteinander; meist so geräuschlos, daß kein Uneingeweihter etwas merkt; manchmal jedoch macht sich die verhaltne Leidenschaft Luft, und es kommt zu einem öffentlichen Skandal. Daran schließen sich Wettkämpfe der verschiedensten Art wie Schönheitskonturrenzen, Regatten und mörderische Automobilrennen. Endlich die Kämpfe in den kleinsten Kreisen bis in die Familien hinein. Und in alledem kann ebensogut die edelste Ritterlichkeit wie die gemeinste, betrügerische Selbstsucht geübt werden. Die Kämpfe machen eben den Menschen weder gut noch schlecht oder böse, sondern sie geben nur Gelegenheit, das Gute, Schlechte oder Böse, das in ihm steckt, zu offenbaren und zu stärken. Ein Gutes erwirken sie auf jeden Fall: sie erhöhen die Energie, die an sich, auch wenn sie zum Bösen angewandt wird, eine *virtus* im ursprünglichen Sinne dieses Wortes ist.

Die Güte des Naturmenschen, falls es einen solchen gibt oder jemals gegeben hat, kann natürlich nur negativ gedacht werden. Hat sich der Mensch aus einem Tiere entwickelt, dann ist er nach Erlangung der Menschengestalt wahrscheinlich noch lange Zeit Tier geblieben. Das Gewissen hat sich erst aus

den gesellschaftlichen Beziehungen, Konflikten, Einrichtungen und Sitten entwickelt, und solange er es nicht hatte, konnte er auch nichts Böses tun, erfreute sich also der Schuldlosigkeit des Tieres. Ist der Mensch, wie die Kirche lehrt, von Gott gerecht und heilig erschaffen worden, so war doch diese Gerechtigkeit und Heiligkeit nur in der Anlage vorhanden und konnte erst im Verkehr mit seinesgleichen entwickelt werden. Der Unterschied zwischen dem biblischen Adam und dem hypothetischen Tiermenschen kann so gedacht werden, daß schon beim ersten Handeln sich das Gewissen in ihm geregt habe, und die Allegorie vom Sündenfall wird darin Recht haben, daß gleich die ersten Schritte auf dem Lebenswege zu Konflikten zwischen Vernunft und Begier führten, in denen jene manchmal unterlag. Aber ohne diese Konflikte und Niederlagen würde es auch keine Siege, keine Tugenden und überhaupt keine Moralität gegeben haben. Es gilt auch von der Kulturentwicklung, was wir soeben vom Machtstreben gesagt haben, sie macht den Menschen nicht gut oder böse, sondern sie ermöglicht es ihm, ja sie zwingt ihn, seine Güte oder Bosheit auf das mannigfaltigste zu betätigen oder seine Schlechtigkeit, seine Unbrauchbarkeit zu offenbaren. Die verschiedenen Kulturstufen und Kulturarten entwickeln nun verschiedene gute und schlimme Eigenschaften. Der Bauer sündigt selbstverständlich nicht durch Üppigkeit und raffinierten Sinnengenuss — den groben und einfachen verschmäht er keineswegs, wenn er ihn ohne Geldkosten und ohne Störung seiner Wirtschaft haben kann —; er ist ein gefälliger Nachbar, fleißig und sparsam; doch zeigt sein Charakter auch Schattenseiten, die ja jedermann kennt. Rousseau hatte nur die Lichtseiten ins Auge gefaßt, die ja als Kontrast zum Leben der damaligen vornehmen Pariser sehr stark auf ihn wirken mußten, und wie immer die „Wilden“, die er nicht aus eigener Anschauung kannte, beschaffen sein mochten, in der Annahme irrte er ja gewiß nicht, daß sie weder durch übermäßigen Theaterbesuch noch durch literarische Intrigen sündigten, also insofern bessere Menschen waren. Arme Lohnarbeiter wissen, wie der Hunger tut, und eine Fabrikarbeiterin kennt die Sorge um die zu Hause allein gelassenen Kinder; darum werden großstädtische Fabrikarbeiter gewöhnlich mit andern Armen Mitleid haben und sich der Kinder ihrer abwesenden Nachbarn und Nachbarinnen annehmen, auch sonst einander in Nöten hilfreich beispringen. Aus solchen Wahrnehmungen haben Marx und seine Gläubigen gefolgert, daß der „Proletarier“ der moralische Mensch par excellence, der eigentliche Seelenaristokrat sei, und haben den Bourgeois, dem sich keine Gelegenheit darbietet, sich in solcher Weise zu betätigen (die Philanthropen unter den Bourgeois suchen jedoch die Gelegenheit auf), als die Verkörperung des bösen Prinzips verschrien. Daß mancher Bourgeois mit andern Vorzügen glänzt, die dem Lohnarbeiter fehlen, und daß er nicht selten auch dieselben Tugenden hat, nur sie anders übt, wird übersehen. Das läßt sich nun verallgemeinern: Berufsstand, Kulturstufe, Wohnort, Zeitumstände schaffen die Form, in der sich die guten wie die minder guten Eigenschaften und Anlagen der Einzelnen betätigen.

Wenn endlich Mandeville in seiner Bienenfabel die private vices made public benefits darstellt, so übertreibt er zwar ein wenig, aber er malt nicht falsch. Man braucht es ja nicht gleich Laster zu nennen, daß die Männer Wein trinken und die Frauen Keisröcke tragen. Überhaupt sollte man mit den der Ethik entnommenen Bezeichnungen sparsamer umgehn. Die theologischen Zeitalter haben alle Erscheinungen in göttliche und teuflische eingeteilt; das moralisch-pädagogische achtzehnte Jahrhundert fragte bei allem, was passierte oder unternommen werden sollte, ob es moralisch oder unmoralisch sei; hat doch Robespierre nur aus lauter Tugendeifer soviel Köpfe abschlagen lassen. Seitdem ist die Welt viel reicher geworden, und dieser Reichtum läßt sich weder in zwei theologische noch in zwei moralische Kategorien zwingen. Wir übersehn natürlich den Einfluß nicht, den Kunst, Wissenschaft, Technik, Handel, Gewerbe, Politik auch auf den Glauben und die Sitten sowie die Sittlichkeit üben können, aber wir fragen bei einem Kunstwerk, bei einer wissenschaftlichen Entdeckung, bei einem gewerblichen Unternehmen, bei einer politischen Aktion nicht zu allererst, ob die neue Erscheinung fromm oder gottlos, gut oder böse sei, sondern welchen Kulturwert sie hat, und ob sie dem Gemeinwesen und dem Einzelnen nützt oder schadet. Und daß es nun nicht gerade lauter edle Eigenschaften oder gar Tugenden sind, die die Gewerbe in Nahrung setzen und den Steuersäckel füllen, das kann freilich nicht geleugnet werden. Jetzt eben erklären die südfranzösischen Rebbauern, sie müßten nach Paris ziehn und alles kurz und klein schlagen, wenn die Regierung nicht dafür Sorge, daß mehr Wein getrunken werde, und allerorten jammern bei uns die Brauer und die Bierwirte über die abscheuliche und verderbliche Antialkoholbewegung. Kürzlich ist wieder in Dänemark ein Prophet aufgestanden, der verkündigt, der Mensch brauche nicht mehr als zehn Pfennige täglich zur Ernährung. Wenn man sich auf eine knappe Portion Brot und Wasser nebst wenigen Kartoffeln und ganz wenig Fett beschränke, so erhalte das nicht allein gesund, sondern verleihe auch dem Körper das höchste Maß von Kraft, Leistungsfähigkeit und Wohlgefühl. Der Mann soll schon viele Anhänger gewonnen haben. Ein mir bekannter Schwärmer für naturgemäße Lebensweise, der schon einige vergebliche Bekehrungsversuche mit mir angestellt hat, erachtet auch die Kleidung für einen überflüssigen und lästigen Luxus. Er steigt natürlich viel auf den Bergen herum. Im Winter nun, wo er sicher ist, niemand zu begegnen — sein Gebirge hat glücklicherweise noch kein Davos —, entledigt er sich seiner sämtlichen Gewandung, steckt sie in seinen Rucksack und wandert so stundenlang. Will er sich ausruhn, so legt er sich, mit nichts als seiner Haut bekleidet, auf den Schnee. Wer würde sich nicht einen so unverwüstlichen Körper wünschen? Aber was würde aus Kultur, Gesellschaft, Staat, wenn alle ihn hätten und allgemein und immer die praktischen Konsequenzen daraus zögen, die jener Sonderling nur ein paarmal im Jahre wagen kann? Das wäre noch ein ganz anderer Kladderadatsch als der vom falschen Propheten Bebel in Aussicht gestellte. Einen wie großen Anteil an unsrer heutigen Produktion der Luxus und die

Eitelkeit haben, braucht nicht im einzelnen ausgeführt zu werden, und auch zur Herstellung von Kanonen und Kriegsschiffen treiben Beweggründe, die mehr ans Raubtierleben als an die Gemeinschaft der Heiligen erinnern. Doch wäre es Übertreibung, wenn man behaupten wollte, daß diese Produktion ausschließlich auf „Laster“ angewiesen sei. Der größere Teil der Produktion dient innerer noch der Befriedigung von Bedürfnissen, die wirkliche Bedürfnisse sind; freilich Bedürfnisse nicht von Wilden, sondern von Kulturmenschen. Für einen solchen ist es wirkliches Bedürfnis, sich anständig zu kleiden, behaglich zu wohnen, hie und da eine Reise auf der Eisenbahn zu machen, Bücher und Zeitungen zu lesen, Kunstwerke zu genießen. Will man solche Bedürfnisse künstliche nennen, so muß dazu bemerkt werden, daß eben der Mensch als reines Naturprodukt noch gar kein Mensch ist; sich selbst und seine Umgebung kunstvoll zu gestalten, ist dem Menschen natürlich. Von künstlichen Bedürfnissen sollte man im tadelnden Sinne nur bei solchen sprechen, die den Menschen schädigen, sodaß die Natur im Recht ist, wenn sie sich dagegen sträubt, daß sie ihr aufgezwungen werden. Freilich ist die Grenze zwischen berechtigten und unberechtigten künstlichen Bedürfnissen schwer anzugeben. Auch darf und muß bei Prüfung der Volkswirtschaft auf ihre Gesundheit die Moral gehört werden. Wo ein unverhältnismäßig großer Teil der Produktion der Befriedigung von Bedürfnissen dient, die nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, nicht nach dem der Zeloten und der Schwärmer, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, nicht nach dem der Zeloten und der Schwärmer, dem unsittlich genannt werden, da ist die Volkswirtschaft nicht gesund, und ihr Beharren in der eingeschlagenen Bahn gefährdet Volk und Staat. Man denke an die Luxusproduktion bei notleidender Bevölkerung im Frankreich des ancien régime und an die Basierung der Finanzen auf die Trunksucht der Massen im heutigen Rußland.

Um das Ergebnis dieser Betrachtung kurz zusammenzufassen: jeder Einzelne, jede Genossenschaft, jedes Volk sucht sich zu erhalten, zu behaupten, zu wachsen. Wachstum muß sehr häufig schon als Mittel der Selbstbehauptung erstrebt werden; Einzelne wie Staaten müssen, was Seillière mit Recht hervorhebt, ihren Machtbereich erweitern, wenn sie ihre Zukunft sichern wollen. Diese Bestrebungen und die sich daraus ergebenden Kämpfe schaffen Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse, in denen sich, wie überhaupt im Kulturleben, von dem sie eine Seite darstellen, gleich allen andern Anlagen auch die sittlichen entfalten und in den mannigfaltigsten Formen, im Guten wie im Schlimmen, betätigen. Für diesen allgemein bekannten Entwicklungsprozeß die Bezeichnung Imperialismus einführen, ist überflüssig und stiftet Verwirrung; der Name ist nur für politische Erscheinungen der eingangs bezeichneten Art berechtigt. Ganz unsinnig ist es, von individualistischem und demokratischem Imperialismus zu sprechen. Solange der Individualist wirklich als Individualist lebt, demnach allein bleibt, herrscht er nicht, und was die Demokratie betrifft, so gibt es zwar demokratische Miniaturstaaten, aber keine demokratischen Imperia. Was man im heutigen Großstaat Demokratie nennt, das ist nur die Organisation des Demos zur Abwehr der von

oben drohenden Unterdrückung. Die „Herrschaft des Proletariats“ mögen einige ehrliche Schwärmer wirklich als Ziel im Auge haben, daß sie es erreichen werden, glaubt kein Verständiger. Die sehr ausführliche Marxkritik in Seillières Buche ist gut ausgefallen, kommt aber um einige Jahre zu spät. An theoretischer Marxkritik haben wir in Deutschland keinen Mangel, und der Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung hat den im „Kapital“ aufgerichteten dialektischen Kunstbau so vollständig zertrümmert, daß von dem Zusammenbruch auch unsere sozialdemokratische Partei getroffen worden ist. Ihre Niederlage im letzten Wahlkampfe ist zu einem großen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß die marxistischen Schlagwörter, an die außer einigen unbelehrbaren Doktrinären kein Mensch mehr glaubt, nicht mehr ziehn. Die deutschen Arbeiter werden sich bald vor die Wahl gestellt sehen, ob sie die Taktik annehmen wollen, die ihren englischen Genossen die entscheidenden Erfolge gebracht hat: jedesmal die von den bürgerlichen Parteien zu unterstützen, die ihnen das meiste verspricht, oder sich als reine Arbeiterpartei ohne marxistische und Umsturzphrasen zu organisieren.

Gobineau, von dem Seillières schriftstellerische Tätigkeit ausgegangen ist, fährt fort, in Deutschland eine Wirkung auszuüben, die sein französischer Kritiker mit — natürlich ganz unbegründeter — Besorgnis verfolgt. Das Haupt der stetig noch wachsenden „Gobineau-Vereinigung“, Ludwig Schemann, der Übersetzer seines Rassenwerkes, hat die Verwaltung der Straßburger Universitätsbibliothek bewogen, dem literarischen und künstlerischen Nachlaß und einigen Möbeln des verstorbenen Grafen ein Zimmer einzuräumen, und berichtet darüber in einer Broschüre. (Die Gobineau-Sammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907.) Vorher schon hatte Fritz Friedrich den Werken Gobineaus ein Buch gewidmet: Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. (Leipzig, Eduard Wenner, 1906.) Der Verfasser schätzt Gobineaus Bedeutung sehr hoch, ist aber weder ein schwärmerischer Jünger noch ein kritikloser Bewunderer des genialen Forschers und Dichters, sondern unterwirft seine Leistungen einer strengen und sorgfältigen Kritik und scheut sich nicht, ihm auch „Tertianerschnitzer“ nachzuweisen. Seine Ergebnisse stimmen im allgemeinen, und stellenweise beinahe wörtlich, mit denen meiner eignen Kritik überein, die allerdings bei weitem nicht so umfangreich und gründlich ausfallen konnte, da ich ja niemals beabsichtigte, ein ganzes Buch über Gobineau zu schreiben, sondern nur in den Grenzböten über sein Rassenwerk berichtet habe (im dritten Bande des Jahrgangs 1898 Seite 442, im ersten Bande des Jahrgangs 1899 Seite 523 und 586 und im vierten Bande des Jahrgangs 1900 Seite 118). Hätte Friedrich diese Aufsätze gekannt, so würde er weniger unwirksam über einige Äußerungen in der „Sozialauslese“ urteilen, die auf ihn den Eindruck gemacht zu haben scheinen, daß ich Gobineau unbedingt und vollständig ablehne. Er findet unhaltbaren Doktrinarismus darin, wenn ich behaupte, im Laufe der Jahrtausende könnten durch klimatische Einflüsse aus Kaukasien Neger,

aus Negern Kaukasier werden, scheint aber meine Meinung gründlich mißverstanden zu haben, da er sie neben die von Leuten stellt, die behaupten, „jede beliebige ethnographische Gruppe, ob Mitteleuropäer oder Papua, könne Kultur entwickeln: womöglich dieselbe Kultur“. Einen solchen Unsinn habe ich niemals behauptet. Das heißt, nur in dem Wort „dieselbe“ steckt Unsinn; Kultur, wenn auch eine sehr niedrige, hat ja der Papua, und Razel überzeugt uns, daß die Kultur der fälschlich so genannten Naturvölker gar nicht so niedrig ist, wie wir sie uns vorzustellen pflegen. (Razel wird von Friedrich meist zustimmend zitiert, nur will dieser den Lebensbedingungen nicht so viel Einfluß auf die Kulturentwicklung zugestehn wie jener. Was Schiele in den Grenzboten über die Neger schreibt, wird lobend als richtig anerkannt.) Es handelt sich um folgendes. Ich halte den Rassencharakter, namentlich den Charakter der Urrassen, für so beharrlich, daß er, wie ja die Erfahrung lehrt, auch starken klimatischen Einflüssen jahrhundertlang standhalten kann, aber ich halte ihn nicht für unveränderlich und vermag mir die Entstehung der Menschenrassen auf andre Weise als durch klimatische Einflüsse nicht zu erklären. Warum diese Entstehungsweise undenkbar sein soll, kann ich nicht verstehen. Man muß doch den Menschen entweder nach der materialistischen oder nach der idealistischen Hypothese entstanden denken. Im ersten Falle ist nicht einzusehen, warum nicht, wenn sich die Monere zum Molch, der Molch (wissenschaftlich gesprochen der Lurch) zum Menschen entwickelt, der Schwarze sich zum Weißen soll entwickeln können, und zwar auf dem darwinischen Wege, durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen, unter denen die klimatischen und sonstigen geographischen doch wohl die wirksamsten sind. Will man lieber die drei Grundrassen aus einer Urrasse hervorgehn lassen, die mit keiner der vorhandenen zusammenfällt, so wird dadurch an der Tatsache nichts geändert, daß die Rassen durch klimatische Einflüsse entstanden sind. Huldigt man der idealistischen Hypothese, die noch nicht sofort die christliche zu sein braucht, so nimmt man an, daß, wie bei der Entstehung der Pflanzen- und Tierarten, die mechanischen Einflüsse der Umwelt nicht hingereicht haben, diese Differenzierung zustande zu bringen, daß vielmehr von Gott oder dem Unbewußten oder der Weltseele oder der absoluten Idee ein Antrieb dazu ausgehn mußte. Nun wird man sich doch diesen Antrieb heutzutage nicht gern als ein momentan wirkendes Schöpfungswunder vorstellen, sondern lieber annehmen, der Demiurg habe die Einflüsse, die sonst für sich allein kleinere Änderungen hervorbringen, so geleitet, daß eine ungewöhnlich starke Abweichung herauskam, und habe dann, nachdem diese fertig war, den Art oder Rasse bildenden Motor wieder außer Tätigkeit gesetzt. Der Idealist wird dabei vielleicht, wie es der Christ tatsächlich tut, nicht den Schwarzen sich zum Weißen „emporentwickeln“, sondern den Weißen zum Schwarzen degenerieren lassen. Ohne eine solche Annahme bleibt doch zur Erklärung der Entstehung der Menschenrassen nur das Wunder sans phrase übrig, für das unsre Rassentheoretiker, die viel auf strenge Wissenschaft halten, sonst nicht

schwärmen. Daß bei den Völkern niederer Rassen weder die höhere Kultur überhaupt, noch eine einzelne Erscheinung dieser höhern Kultur entstehen kann, daß z. B. unter den Botokuden oder den Buschmännern kein Raffael denkbar ist, habe ich unzähligemale gesagt. Wenn ein Nachkomme eines Negers Kultur-mensch in unserm Sinne wird, so ist dieser Nachkomme eben kein Neger mehr, sondern etwas andres als sein Ahn. In einer Anmerkung auf Seite 138 schreibt Friedrich: „Zentsch leugnet jede Beziehung zwischen Germanentum und Protestantismus, überzeugt aber ganz und gar nicht.“ Die Polemik gegen Ammon, die hier gemeint ist, richtet sich nicht gegen die innere Verwandtschaft des Germanentums mit dem Protestantismus, sondern gegen die Verkoppelung des Protestantismus mit der Langschädlichkeit. Die zuerst genannte Beziehung betone ich sogar bei andern Gelegenheiten so stark, daß ich die Wiedervereinigung der Konfessionen für unmöglich halte, weil ich eben die Trennung auf den Rassenunterschied zurückführe; wobei ich freilich wiederum die geographischen Unterschiede sehr stark betone und den Unterschied nicht im Gewissen suche. Der Ansicht bin ich nicht, daß die Katholiken kein Gewissen oder ein schwächeres Gewissen hätten. Wenn Ketteler den Papst fußfällig beschwört, die Unfehlbarkeit nicht zu proklamieren, dann aber sich löblich unterwirft, so hat ihn zu beiden Handlungen sein Gewissen getrieben. Das erstemal trieb es ihn, seine Überzeugung von der Falschheit oder wenigstens der Snopportunität der geplanten Dogmatifizierung kundzugeben, das zweitemal sagte er sich: ich bin nicht berechtigt, durch Weltendmachung meiner persönlichen Überzeugung die Einheit der Kirche zu gefährden, die nach meinem Glauben das höchste Gut der katholischen Christenheit ist. Ähnlich unterwerfen die Mitglieder der politischen Parteien sehr oft ihre Privatansicht der Parteidisziplin. Der erwähnte Glaube, daß die Einheit der Kirche ein sehr hohes, wo nicht das höchste Gut sei, ist freilich der Entwicklung selbständiger Überzeugungen, wenigstens auf dem religiösen Gebiete, nicht günstig. Nur muß man sich nicht einbilden, nach Beseitigung dieses Hemmnisses seien alle Germanen selbständig denkende und urteilende Männer geworden. Wie rührend ist heute der Glaube des durchschnittlichen Staatsbürgers an die Unfehlbarkeit der Parteizeitung, des Parteibosß, in den angelsächsischen Ländern des Sektenhauptes, gar nicht zu reden von den Berliner Spiritisten und Gesundbetern, und von dem allgemeinen Glauben an Kurpflücker und Geheimmittel.

Carl Zentsch

